Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 89 (1963)

Heft: 41

Rubrik: Limmat Spritzer

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

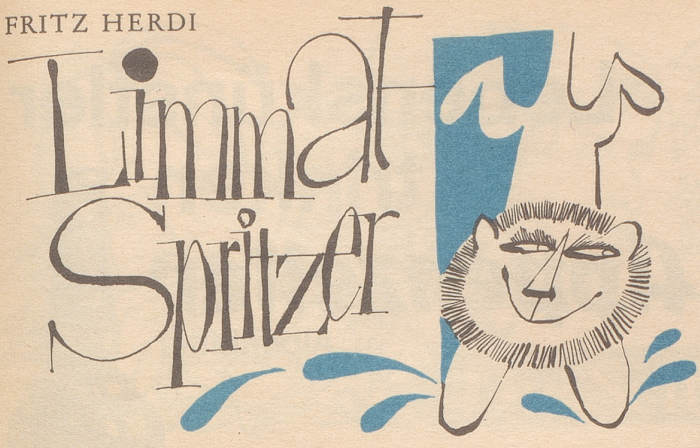
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FRITZ HERDI



Wohnen mit Corbu

Corbu wird in Zürich ein Haus bauen, sagen sie, und meinen damit Corbusier. Es ist nun einmal Zürcher Art, Burki statt Burkhard, Wuli statt Wollenberger zu sagen. Erstens spart man Silben, zweitens klingt es vertraulicher, so zwischen Sie und Du, wie wenn die Jazzfans vom Louis und von der Ella reden.

Also: ein Haus in Zürich. Nicht im Auftrag der Stadt, wir sind ja nicht wahnsinnig, aber auf Boden, welcher der Stadt gehört, draußen im Seefeld, wo die ‹Rieschbächler› türggen. Initiative und Finanzakrobatik liegen bei der Innenarchitektin Heidi Weber, die in ihrer Mezzanin-Galerie heute wohl ausschließlich Sachen vom so vielseitigen Corbusier handelt, von Stühlen und Möbeln bis zu Tapisserien und Corbu-Bildern. Corbusier, der 1918 sein erstes Bild fertigte, ist nämlich ein ebenso hervorragender wie leidenschaftlicher Maler, und einem Kunstkenner, der eine seiner Bauten bewunderte, sagte er: «Pah, das schüttelt man aus dem Aermel, aber ein Bild auf gute Weise zu Ende bringen, das hat seine Schwierigkeiten!»

Es wird ein Modellbau sein, das Haus des ‹Zwanzigsten-Jahrhundert-Menschen›. Stahl und Glas. Dachgarten natürlich. Unbewohnt. Zwar tönte ein Stadtrat einst an: «Vielleicht wird einmal ein prominenter Gast da logieren.» Es ist nicht anzunehmen.

Ich habe, und deshalb komme ich auf Corbusier, zweimal wunderschöne Tage in Corbusier-Häusern verbracht. Natürlich nicht in Zürich. Zwar hat der weltberühmte Architekt in den Dreißigerjahren Projekte ausgearbeitet für ein Miethaus in Zürich, und für eine Arbeitersiedlung mit 350 Familien, Kinderkrippe, Garten und Schwimmbassin auf dem Dach, für einen Neubau der Rentenanstalt ...

Die stehen alle.

Auf dem Papier. Corbusier hat einmal gesagt: «Man muß einen Architekten auch nach jenen Werken beurteilen, die er nicht bauen durfte.»

An der Landi ... nein, da hat er nicht mitgebaut.

An der Expo ... nein, da wird er nicht mitbauen.

Der Völkerbundspalast in Genf ... oh ja, da kriegte er einen ersten Preis, wurde dann aber durch einen brillanten Taschenspielertrick ausgebootet: manche hielten ihn damals noch für einen Halbverrückten. So wie übrigens ein anderer Architekt, Frank Lloyd Wright, in seinem Vaterland eine Generation lang verhohnepiepelt wurde. Daher Wrights bissige Sprüche. Etwa: «Amerika ist das einzige Land, das den Weg von der Barbarei zur Degeneration zurücklegte, ohne eine eigene Kultur zu entwickeln.»

Ein paar Sachen hat er zwar gebaut bei uns, der Corbusier. So 1925 für seine Eltern das kleine Wohnhaus in Corseaux am Genfersee; Corbusiers Mutter, renommierte Klavierlehrerin, ist über hundert Jahre alt geworden. Aber sonst ... Immerhin kam der erste Ehrendoktor von der Uni Zürich. 1935. Ein weiterer von der ETH in Zürich. 1955. Aber sonst ... «Was wollen wir», dichtete Emil Schibli vor sechs Jahren im Nebi über Corbusier, «mit deinem Extragrind? Wir brauchen kein Genie. Ein Demokrat muß sein, wie alle sind.» Uebrigens brauche, schrieb einer, Zürich nicht unbedingt ein Modellhaus von Corbusier. Er stamme ja aus La Chaux-de-Fonds. Dort werde man wohl ...

Ein Zürcher Architekt fragte dort oben nach Corbusiers Geburtshaus mit angeblich vorhandener Erinnerungstafel. Auf der Straße, bei der Polizei, im Stadthaus. Und kriegte nach vielen, vielen Telefonaten eine Adresse. Ging hin. Fand Straße und Hausnummer. Ohne Tafel ...

Paris

Ich glaube, wir können überspringen, was Corbusier alles gebaut hat, von Moskau bis Marseille, von Ronchamp bis Ste. Marie de la Tourette, von Indien – wo eine ganze Corbusierstadt entsteht – bis Paris. Das heißt: Paris, doch, da wohnte ich erstmals in einem Corbusierhaus. Von Zürich her, dank seiner Freundschaft mit Professor Fueter, erhielt er den Auftrag, das Schweizer Studentenhaus in der Pariser Cité Universitaire zu bauen: ein damals vielbeachtetes Werk. Auf Pfeilern. Mit Duschen in jedem Raum. Modern, komfortabel.

1938 zog ich für mehrere Monate dort ein. Und war begeistert. Vom Haus. Von der Bibliothek. Von der Douche; denn der Sommer war fürchterlich heiß. Und von Paris selbstverständlich auch. Ziemlich verschwommene Erinnerungen im Baedeker-Stil: Louvre und Montmartre, Untergrundbahn und Eiffelturm, Pigalle und Seine-Boutiques. Französischkurs am Morgen. Bundesfeier der Schweizerkolonie; auf der Bühne als Einlage im Rampenlicht: Radrennfahrer Paul Egli. Studenten-Essen im Rockefellerhaus, wo einmal 300 Mann aus Protest gegen einen abverheiten Fraß die gebackenen Fische kopfvoran in die Wasserkaraffen steckten und blödsinnig laut dazu heulten. Pingpong. Ein Klavier, auf dem einer, der mir heute in Zürich als Möbelfabrikant noch ab und zu begegnet, täglich zehnmal ‹Bei mir bist du scheen ...› abhämmerte. Ein paar Gesichter noch. Ein Schriftsteller. Ein Doktorand, der in der Nationalbibliothek Material über einen nicht ungenialen, aber kaum bekannten Dichter zusammenkratzte ... Aber: eine wunderschöne Zeit.

Berlin

Und 1959 bezog ich Quartier bei Freunden im Corbusier-Haus in Berlin, das im Rahmen der Inter-Bau entstanden war: eine sogenannte Wohnmaschine – «Wohndampfer» sagten die Berliner –, eine Stadt in einem einzigen riesigen Block, 17 Etagen, 530 Wohnungen, eintausend und -zig Bewohner, aufgestellt in Charlottenburg – nach den Zerstörungen durch den Krieg Klamottenburg genannt, wie der Bezirk Lichterfelde im Volksmund vorübergehend zu Trichterfelde wurde –, ein Bau, welcher der früher eher langweiligen Gegend einen unverwechselbaren Stempel aufdrückte, einige Villenbesitzer in der Umgebung allerdings zum Heraushängen schwarzer Fahnen und großer Tafeln animiert hatte: «Damit es jeder weiß, hier wird getrauert, weil man uns hier das Sonnenlicht vermauert.»

Ueberhaupt, das Meckern ist keine typisch helvetische Eigenschaft. Von der Höhe des ‹Wohndampfers› genoß man eine schöne Aussicht auf Grunewald, auf die Havel, auf das große Olympiastadion; die Berliner sagten tröstend: «Gottlob ist wenigstens die Gegend nicht von Corbusier!» Und als ich einzog, wurde noch immer gemäkelt. Und das, obwohl man, alles in allem, durchaus komfortabel, ruhig und schön wohnte. Vermassung des Menschen in der Wohnmaschine? Aber keine Spur! So schön für sich lebt man in keinem Mehrfamilienhaus. Nun ja, die riesigen, 140 Meter langen Korridore erinnerten vielleicht entfernt an eine Kegelbahn; «wie inne Plötze» sagten die Einheimischen gar, auf die Strafanstalt anspielend. Nun ja, am Morgen gab's ein kleines Wettrennen, wenn ein paar hundert Personen mit zwei Aufzügen talwärts strebten. Nun ja, mit dem Einkaufen hatte es streckenweise noch eine Nase: die Ladenlokale im Haus – zu ebener Erde statt, nach Corbusiers Plan in halber Haushöhe – wurden nicht, wie die Wohnungen, vom sozialen Wohnungsbau unterstützt. Kurz vor meiner Ankunft erst zogen wenigstens Obst- und Gemüsehändler ein, sowie – lange vor dem Milchmann – eine Make-up-Firma: «Die war ja auch dringend fällig», spöttelte man, «um die langen Gesichter der Corbusianer zu glätten». Aber eins ums andere spielte sich ein, mit der Post, mit den Müllschluckern, mit den Sonnenstoren und Loggiafarben, und es waren bloß faule Scherzchen, wenn man flüsterte, Corbusier habe einem, der wegen eindringenden Regenwassers protestiert habe, bloß achselzuckend geraten, eine Zeitung zu einem Papierschiffchen zusammenzufalten und damit am Wohnungstümpel zu spielen.

Wenn je wieder Berlin, dann am liebsten in Corbusiers Wohnungsmaschine! Zugegeben, die Besitzer von Vierbeinern hatten Schwierigkeiten. Hundehaltung war strikte untersagt. Aber wer in der Frühe mit dem Lift zu Tal fuhr, traf etwa einen Nachbarn, dessen ‹Lumpi› die feuchte Schnauze aus der Einkaufstasche streckte und als Schmuggelgut den Kolossalbau verließ. Man hielt die Klappe. Denn der Nachbar hielt sie auch, wenn man abends etwa einen geräuschvollen Feez veranstaltete.

Zwar: schalldichte Mauern trennten die Wohnungen. Aber jeder Laie weiß, was heute ‹schalldicht› heißt.